

DER INTERNATIONALE BESTSELLER

DIE
UNSTERBLICHEN

btb

ROMAN

CHLOE
BENJAMIN

Chloe Benjamin • Die Unsterblichen

Chloe Benjamin

Die Unsterblichen

ROMAN

*Aus dem Amerikanischen
von Charlotte Breuer und Norbert Möllemann*

btb

Für meine Großmutter Lee Krug

PROLOG

Die Frau in der Hester Street

1969

Varya

Varya ist dreizehn.

Im letzten Jahr ist sie sieben Zentimeter gewachsen und hat dunkle Haare zwischen den Beinen bekommen. Ihre Brüste sind handlich, die rosa Brustwarzen knopfgroß. Ihr Haar reicht bis zur Hüfte – es ist weder so schwarz wie das ihres Bruders Daniel noch blondgelockt wie das von Simon oder rötlich wie Klaras. Morgens flicht sie es zu zwei Zöpfen, die beim Gehen ihre Hüften streifen wie der Schweif eines Pferdes. Ihre winzige Nase hat sie von niemandem, findet sie. Wenn sie zwanzig ist, wird sie sich zu einer stattlichen Adlernase ausgewachsen haben, so wie bei ihrer Mutter. Aber noch ist es nicht so weit.

Zu viert stromern sie durch das Viertel: Varya, die Älteste, der elfjährige Daniel, die neunjährige Klara und der siebenjährige Simon. Daniel geht voran, die Clinton Street entlang bis zur Delancey, dann links in die Forsyth.

Sie laufen am Sara D. Roosevelt Park entlang, immer im Schatten der Bäume. Nachts treibt sich allerlei übles Volk im Park herum, aber an diesem Dienstagmorgen dösen nur ein paar junge Leute im Gras und erholen sich von den Demos am letzten Wochenende.

In der Hester Street schleichen sich die vier an Gold's Tailor & Dressmaking vorbei, der Schneiderei ihres Vaters. Und auch wenn es unwahrscheinlich ist, dass er sie sieht – Saul arbeitet mit einer Hingabe, als nähte er nicht einen Hosensaum, sondern den Stoff, aus dem das Universum gemacht ist –, so könnte er doch noch den Zauber dieses schwülheißen Julitags zunichtemachen und ihnen das heikle Vorhaben vermiesen, weswegen sie hierhergekommen sind.

Simon ist der Jüngste, aber er hält mit. Die Jeansshorts, die Daniel passten, als er im selben Alter war, schlackern ihm um die Hüften. In einer Hand hält er einen kleinen Beutel aus chinesischer Seide, der mit einer Kordel zugechnürt ist. Dollarscheine rascheln darin, Münzen klimpern ihre dünne Melodie.

»Wo ist es?«, fragt er.

»Ich glaube, hier«, sagt Daniel.

Sie schauen an dem Gebäude hoch, betrachten das Zickzack der Feuerleiter und die dunklen rechteckigen Fenster im vierten Stock. Dort soll die Frau wohnen, deretwegen sie hier sind.

»Wie kommen wir da rein?«, fragt Varya.

Das Haus sieht dem, in dem sie wohnen, überraschend ähnlich, nur dass es cremefarben gestrichen ist anstatt braun und vier anstatt sechs Stockwerke hat.

»Ich würde sagen, wir klingeln im vierten Stock«, sagt Daniel.

»Ja«, sagt Klara, »aber bei welcher Wohnung?«

Daniel zieht einen zerknüllten Kassenzettel aus der Hosentasche. Als er aufblickt, ist sein Gesicht puterrot. »Ich weiß nicht genau.«

»Daniel!« Varya lehnt sich gegen die Hauswand und fächelt sich mit einer Hand Luft zu. Es sind über dreißig Grad, so heiß, dass sie der Schweiß am Haaransatz juckt und ihr der Rock an den Schenkeln klebt.

»Moment«, sagt Daniel. »Lass mich nachdenken.«

Simon setzt sich auf den Asphalt. Der seidene Beutel fällt zwischen seinen Beinen zusammen wie eine Qualle. Klara nimmt ein Stück Toffee aus ihrer Tasche. Noch ehe sie es auswickeln kann, geht die Haustür auf, und ein junger Mann kommt heraus. Er trägt eine Brille mit violetten Gläsern und ein offenes Hemd mit Paisleymuster.

Er nickt den Golds zu. »Wollt ihr rein?«

»Ja«, sagt Daniel. Er geht hinein, gefolgt von seinen Geschwistern, und bedankt sich bei dem Mann mit der Sonnenbrille, bevor die Tür hinter ihnen ins Schloss fällt – Daniel, ihr furchtloser, nicht sonderlich fähiger Anführer, dessen Idee das hier war.

Er hat zwei Jungs davon reden hören, letzte Woche, als er bei Shmulke Bernstein's, dem koscheren Chinimbiss, in der Schlange stand, um eins von den ofenwarmen Vanilletörtchen zu kaufen, die er so gern isst, selbst bei dieser Hitze. Die Schlange war lang, die Ventilatoren

arbeiteten auf Hochtouren, und er musste sich vorbeugen, um zu hören, was die Jungs über die Frau sagten, die vorübergehend im vierten Stock eines Hauses in der Hester Street eingezogen war.

Mit pochendem Herzen ging Daniel zurück in die Clinton Street 72. Im Kinderzimmer hockten Klara und Simon auf dem Boden und spielten ein Brettspiel, während Varya im oberen Stockbett lag und ein Buch las. Zoya, die schwarz-weiße Katze, aalte sich auf dem Heizkörper in einem Viereck aus Sonnenlicht.

Daniel unterbreitete ihnen seinen Plan.

»Ich kapiert's nicht.« Varya stemmte einen schmutzigen Fuß gegen die Decke. »Was genau macht die Frau?«

»Hab ich doch gesagt.« Daniel war aufgeregt, ungeduldig. »Sie hat Kräfte.«

»Was für welche?«, fragte Klara, während sie ihre Spielfigur verschob.

»Ich hab gehört«, sagte Daniel, »dass sie die Zukunft voraussagen kann. Was einem im Leben passiert – ob man ein gutes oder ein schlechtes haben wird. Und noch was.« Er stützte sich mit den Händen am Türrahmen ab und beugte sich vor. »Sie kann einem sagen, wann man stirbt.«

Klara blickte auf.

»Das glaubst du doch selber nicht«, sagte Varya. »Das kann keiner.«

»Und wenn doch?«, fragte Daniel.

»Dann würde ich's nicht wissen wollen.«

»Warum denn nicht?«

»Darum nicht.« Varya legte ihr Buch weg, setzte sich auf und schwang die Beine über den Bettrand. »Was ist,

wenn sie einem was Schlimmes sagt? Dass man ganz früh sterben muss?«

»Immerhin weiß man es dann«, sagte Daniel. »Und kann vorher noch alles machen.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Dann prustete Simon los. Sein hagerer Körper bebte geradezu vor Lachen. Daniels Gesicht lief rot an.

»Ich mein es ernst«, sagte er. »Ich geh dahin. Mich ödet es an, ständig hier drinnen in der Wohnung zu sein. Wer kommt mit, verdammte Kacke?«

Vielleicht wäre nichts geschehen, wäre es nicht mitten in den Sommerferien gewesen, hätten nicht anderthalb Monate Langeweile hinter ihnen und anderthalb Monate Langeweile vor ihnen gelegen. Die Wohnung hat keine Klimaanlage, und in diesem Jahr – im Sommer 1969 – erleben alle außer ihnen irgendetwas Aufregendes. Die Leute kiffen in Woodstock, singen »Pinball Wizard« und sehen sich im Kino *Asphalt Cowboy* an, was den Geschwistern Gold verboten ist. Die Leute randalieren vor dem Stonewall Inn, reißen Parkuhren aus dem Asphalt und rammen damit die Türen der Bar ein, zerschlagen Fensterscheiben und Musikboxen. Menschen werden auf grausamste Weise ermordet, mit chemischem Sprengstoff und Maschinengewehren, die 550 Kugeln hintereinander ausspucken können. Die Gesichter der Toten tauchen erschreckend nah auf dem Fernsehbildschirm in der Küche der Golds auf. »Die spazieren auf dem Scheißmond rum«, sagte Daniel. Er hat sich angewöhnt, Schimpfwörter zu benutzen, wenn auch nur außer Hörweite ihrer Mutter. James Earl Ray, der Mörder Martin Luther Kings, wird verurteilt, ebenso

Sirhan Sirhan, der Mörder Robert Kennedys, und währenddessen spielen die Golds Darts oder retten Zoya aus einem offenen Rohr hinter dem Ofen, das sie neuerdings für ihr rechtmäßiges Heim zu halten scheint.

Aber noch etwas anderes erzeugte die Atmosphäre, die für diese Pilgerfahrt notwendig war: In diesem Sommer sind sie noch auf eine Weise Geschwister, wie sie es nie wieder sein werden. Im nächsten Jahr wird Varya mit ihrer Freundin Aviva in die Catskills fahren. Daniel wird in die geheimen Rituale der Nachbarsjungs eintauchen, und Klara und Simon werden sich selbst überlassen sein. Aber im Sommer 1969 sind sie noch vereint, ein fest zusammengeschweißter Haufen.

»Ich mach mit«, sagte Klara.

»Ich auch«, sagte Simon.

»Und wie kriegen wir einen Termin bei ihr?«, fragte Varya, der bereits klar war, dass es im Leben nichts umsonst gibt. »Und wie viel nimmt sie?«

Daniel runzelte die Stirn. »Das krieg ich raus.«

So hat es angefangen: mit einem Geheimnis, mit einer Mutprobe, und mit einer Feuertreppe, über die sie ihrer schwerfälligen, massigen Mutter entkamen, die, sobald sie sie untätig im Kinderzimmer erwischte, von ihnen verlangte, dass sie die Wäsche aufhängten oder die verdammte Katze aus dem Ofenrohr zogen. Die Geschwister Gold hörten sich um. Der Besitzer eines Zauberladens in Chinatown hatte von der Frau in der Hester Street gehört. Sie bleibe, so erklärte er Klara, nie lange an einem

Ort, würde ihre Dienste mal hier, mal da anbieten. Bevor Klara ging, hob er einen Finger, verschwand im hinteren Teil des Ladens und kam zurück mit einem dicken Buch mit dem Titel *Das Buch der Wahrsagung*. Auf dem Umschlag waren zwölf Augen abgebildet, umgeben von Symbolen. Klara bezahlte fünfundsechzig Cent, klemmte sich das Buch unter den Arm und ging nach Hause.

Im Haus Clinton Street 72 hatten noch mehr Leute von der Frau gehört. Mrs Blumenstein war ihr in den fünfziger Jahren auf einer sagenhaften Party begegnet, erzählte sie Simon. Sie ließ ihren Schnauzer aus der Haustür, der prompt auf der Stufe, wo Simon saß, einen kleinen runden Kötel absetzte, den Mrs Blumenstein nicht entsorgte.

»Sie hat mir aus der Hand gelesen. Sie hat mir ein langes Leben vorausgesagt«, fuhr Mrs Blumenstein fort, wobei sie sich bei den letzten Worten vorbeugte, um sie zu unterstreichen. Simon hielt die Luft an: Mrs Blumenstein stank aus dem Mund, als atmete sie die Luft aus, die sie vor neunzig Jahren als Baby eingeatmet hatte. »Und wie du siehst, mein Junge, hat sie recht behalten.«

Die Hindu-Familie im fünften Stock bezeichnete die Frau als *rishika*, als Seherin. Varya wickelte ein Stück Kugel in Alufolie und gab es ihrer Klassenkameradin Ruby Singh im Austausch für einen Teller scharfes Butterhühnchen. Sie aßen bei Sonnenuntergang auf der Feuertreppe und ließen die Beine baumeln.

Ruby wusste alles über die Frau. »Vor zwei Jahren«, sagte sie, »als ich elf war, wurde meine Großmutter krank. Der erste Arzt meinte, es sei ihr Herz und sie würde in drei

Monaten sterben. Aber der zweite Arzt meinte, sie würde sich wieder erholen und noch zwei Jahre leben.«

Unter ihnen fuhr ein Taxi mit quietschenden Reifen über die Rivington Street. Ruby drehte den Kopf und schaute mit zusammengekniffenen Augen zum East River hinüber, dessen Wasser nur noch eine grün-braune Brühe war.

»Ein Hindu stirbt zu Hause«, fuhr sie fort, »im Kreis seiner Angehörigen. Sogar Papas Verwandte aus Indien wollten kommen, aber was sollten wir ihnen sagen? Ihr müsst zwei Jahre lang bleiben? Dann hat Papa von dieser *rishika* gehört. Er ist zu ihr gegangen, und sie hat ihm gesagt, an welchem Tag Dadi sterben würde. Wir haben Dadis Bett ins Wohnzimmer geschoben, so dass sie in Richtung Osten blicken konnte. Dann haben wir eine Kerze angezündet und bei ihr gewacht. Wir haben gebetet und gesungen. Papas Brüder sind mit dem Flugzeug aus Chandigarh gekommen. Ich habe mit meinen Vettern und Kusinen auf dem Boden gegessen. Wir waren mindestens zwanzig. Als Dadi am sechzehnten Mai gestorben ist, genau wie die *rishika* es vorausgesagt hatte, haben wir alle vor Erleichterung geweint.«

»Wart ihr nicht sauer?«

»Warum denn?«

»Weil die Frau eure Oma nicht gerettet hat«, sagte Varya. »Weil sie sie nicht gesund gemacht hat.«

»Die *rishika* hat uns die Gelegenheit gegeben, uns von ihr zu verabschieden. Dafür können wir ihr gar nicht dankbar genug sein.« Ruby aß den letzten Rest des Kugl, dann faltete sie die Folie zur Hälfte. »Jedenfalls hätte sie

Dadi nicht gesund machen können. Die *rishika* weiß Sachen, aber sie kann sie nicht verhindern. Sie ist schließlich nicht Gott.«

»Wo ist die Frau jetzt?«, fragte Varya. »Daniel hat gehört, dass sie in der Hester Street wohnt, aber er weiß nicht, in welchem Haus.«

»Das weiß ich auch nicht. Sie sucht sich jedes Mal eine andere Bleibe. Zu ihrer eigenen Sicherheit.«

Aus der Wohnung der Singhs war ein lautes Krachen zu hören, danach schrie jemand etwas auf Hindi.

Ruby stand auf und klopfte sich die Krümel vom Rock.

»Wie meinst du das? Zu ihrer eigenen Sicherheit?«, fragte Varya, während sie ebenfalls aufstand.

»Es gibt immer Leute, die so einer Frau an den Kragen wollen«, sagte Ruby. »Wer weiß, was die alles weiß ...«

»Rubina!«, rief Rubys Mutter.

»Ich muss los.« Ruby sprang durchs Fenster und schloss es hinter sich. Varya lief die Feuerleiter hinunter.

Varya wunderte sich, dass sich die Kunde von der Wahrsagerin einerseits so weit herumgesprochen hatte, es andererseits aber immer noch Leute gab, die nichts von ihr gehört hatten. Als sie die Frau den Männern gegenüber erwähnte, die in Katz's Delikatessen an der Theke bedienten, Männer mit auf die Arme tätowierten Zahlen, sahen die sie entsetzt an.

»Kinder«, sagte einer von ihnen, »lasst bloß die Finger davon.«

Er hatte so heftig reagiert, als hätte Varya ihn persönlich beleidigt. Verwirrt nahm sie ihr Sandwich und verließ den Laden, ohne das Thema noch einmal zu erwähnen.

Am Ende bekam Daniel die Adresse der Frau von den Jungs, deren Gespräch er anfangs mitgehört hatte. Er lief den beiden am Wochenende zufällig auf der Williamsburg Bridge über den Weg, wo sie ans Geländer gelehnt herumstanden und kifften. Sie waren älter als er, vielleicht vierzehn, und er gestand ihnen, dass er sie belauscht hatte, ehe er sie fragte, ob sie vielleicht Genaueres wüssten.

Die Jungs nahmen sein Geständnis ziemlich locker hin und nannten ihm bereitwillig die Hausnummer, wo die Frau wohnte, meinten jedoch, sie wüssten nicht, wie man einen Termin bei ihr bekam. Es gehe das Gerücht, erklärten sie Daniel, dass sie eine Spende verlangte. Manche behaupteten, es handle sich um eine Geldspende, andere dagegen meinten, sie habe genug Geld, man müsse eben kreativ sein. Ein Junge hatte ihr ein totes Eichhörnchen mitgebracht, das er am Straßenrand gefunden, mit einer Zange aufgehoben und in einem zugeknoteten Plastikbeutel transportiert hatte. Aber Varya fand, so etwas würde niemand haben wollen, nicht einmal eine Wahrsagerin, und so warfen sie am Ende ihre gesammelten Ersparnisse in einen Stoffbeutel und hofften, dass das Geld ausreichen würde.

Wenn Klara nicht zu Hause war, holte Varya *Das Buch der Wahrsagung* unter dem Bett ihrer Schwester hervor und legte sich damit in ihr eigenes Bett. Auf dem Bauch liegend sprach sie die Worte laut aus: *Haruspizium* (Wahrsagen aus den Eingeweiden von Opfertieren), *Zeromantie* (Wachsgießen zu Zwecken der Wahrsagung), *Rhabdomantie* (Wahrsagung mit der Wünschelrute). An kühlen Tagen ließ der Wind die Zettel mit den Familienstambäumen

und die alten Fotos flattern, die sie mit Heftzwecken an der Wand über ihrem Bett befestigt hatte. Mithilfe dieser Dokumente spürt sie den geheimnisvollen Regeln der Vererbung nach, dem unsichtbaren Wirken der Gene, die immer wieder eine Generation überspringen, wie etwa bei den dünnen Beinen von Großvater Lev, die nicht Saul, sondern Daniel geerbt hat.

Lev ist zusammen mit seinem Vater, einem Tuchhändler, auf einem Dampfer nach New York gekommen, nachdem seine Mutter bei den Pogromen von 1905 ermordet worden war. Auf Ellis Island sind sie auf Krankheiten untersucht und auf Englisch befragt worden, während sie die erhobene Faust der eisernen Frau anstarrten, die teilnahmslos auf das Meer hinausschaute, das sie gerade überquert hatten. Levs Vater schlug sich mit der Reparatur von Nähmaschinen durch, während Lev in der Kleiderfabrik eines deutschen Juden arbeitete, der ihm gestattete, den Sabbat einzuhalten. Lev wurde zuerst zum stellvertretenden Abteilungsleiter, dann zum Abteilungsleiter befördert. 1930 gründete er in einem Kellergeschoss in der Hester Street seine eigene Firma: Gold's Tailor & Dressmaking.

Varya wurde nach der Mutter ihres Vaters benannt, die für Lev die Buchhaltung machte, bis beide sich zur Ruhe setzten. Über ihre Großeltern mütterlicherseits weiß sie weniger, nur dass ihre Großmutter Klara hieß, so wie Varyas kleine Schwester, und 1913 aus Ungarn nach Amerika kam. Sie starb, als Varyas Mutter Gertie erst sechs Jahre alt war. Einmal haben sich Klara und Varya ins Schlafzimmer ihrer Eltern geschlichen und nach Spuren ihrer Großeltern gesucht. Irgendetwas Geheimnisvolles umgab dieses

Paar, und wie Hunde witterten die Schwestern den Hauch von Ränke und Schande, während sie in der Kommode herumschnüffelten, in der Gertie ihre Unterwäsche aufbewahrte. In der obersten Schublade fanden sie ein Kästchen aus lackiertem Holz mit goldfarbenen Scharnieren. Darin befanden sich vergilbte Fotos, auf denen eine kleine, koboldhafte Frau mit kurzem schwarzen Haar und schweren Augenlidern abgebildet war. Auf dem ersten Foto war sie mit kess hervorgeschobener Hüfte in einem Trikotanzug mit Röckchen zu sehen, in der Hand einen Spazierstock, den sie über dem Kopf hielt. Ein anderes Foto zeigte sie auf einem Pferd sitzend und so weit zurückgebeugt, dass ein Stück nackter Taille zum Vorschein kam. Auf dem Foto, das Varya und Klara am besten gefiel, hing sie an einem Seil, an dem sie sich mit den Zähnen festhielt.

Zwei Dinge sagten ihnen, dass diese Frau ihre Großmutter war. Das erste war ein zerknittertes, mit Fingerabdrücken beschmiertes Foto, auf dem dieselbe Frau und ein hochgewachsener Mann ein Kind an der Hand hielten. Dieses Kind war ihre Mutter, das wussten Varya und Klara, auch wenn sie auf dem Foto noch sehr klein war: Sie hielt die Hände ihrer Eltern in ihren kleinen Patschhändchen, mit einem verblüfften Gesicht, wie sie es von Gertie nur zu gut kannten.

Klara beanspruchte das Kästchen samt Inhalt für sich.

»Es gehört mir«, sagte sie. »Ich trage ihren Namen. Ma schaut sowieso nie hinein.«

Doch schon bald fanden sie heraus, dass das nicht stimmte. Am Morgen, nachdem Klara das Lackkästchen mit ins Kinderzimmer genommen und unter ihrem Bett

versteckt hatte, ertönte ein Aufschrei aus dem elterlichen Schlafzimmer, gefolgt von Gerties gekreischten Beschuldigungen, die Saul mit gedämpfter Stimme zurückwies. Einen Augenblick später stürmte Gertie ins Kinderzimmer.

»Wer von euch hat es geklaut?«, schrie sie. »Wer?«

Ihre Nasenflügel bebten, und ihre breiten Hüften füllten den Türrahmen, so dass kein Licht aus dem Flur ins Zimmer fiel. Klara war vor Angst den Tränen nahe. Nachdem Saul zur Arbeit gegangen und Gertie in die Küche gestampft war, schlich sie sich ins Elternschlafzimmer und verstaute das Kästchen da, wo sie es gefunden hatte. Wenn niemand zu Hause war, das wusste Varya, holte Klara jedes Mal die Fotos von der kleinen Frau aus dem Lackkästchen. Sie betrachtete die Leidenschaft und den Glanz ihrer Großmutter und schwor sich, in ihre Fußstapfen zu treten.

Seht euch nicht so komisch um«, zischt Daniel. »Tut so, als wärt ihr hier zu Hause.«

Die Geschwister Gold eilen die Treppe hoch. Die beige Farbe blättert von den Wänden, die Flure liegen im Dunkeln. Im vierten Stock bleibt Daniel stehen.

»Und was machen wir jetzt?«, flüstert Varya. Sie genießt es, wenn Daniel nicht weiterweiß.

»Wir warten«, sagt Daniel. »Bis einer rauskommt.«

Aber Varya will nicht warten. Es macht sie ganz kribbelig, und so geht sie allein den Flur hinunter.

Sie dachte, Magie würde spürbar sein, doch die Türen mit ihren zerkratzten Türknäufen und den aufgeschraubten Nummern sehen alle gleich aus. Die Vier der Num-

mer 54 hängt schief. Als Varya auf die Tür zugeht, hört sie Geräusche aus einem Fernseher oder einem Radio: ein Baseballspiel. In der Annahme, dass eine *rishika* sich nicht für Baseball interessiert, tritt sie wieder von der Tür zurück.

Ihre Geschwister haben sich verteilt. Daniel steht in der Nähe der Treppe, die Hände in den Hosentaschen, und behält die Türen im Auge. Simon kommt zu Varya, die immer noch vor der Vierundfünfzig steht, stellt sich auf die Zehenspitzen und rückt mit dem Zeigefinger die Vier gerade. Klara war den Flur in die entgegengesetzte Richtung hinuntergegangen, kommt aber jetzt zurück und gesellt sich zu ihnen. Sie riecht nach Breck Gold Formula-Shampoo, für das sie das ganze Taschengeld einer Woche ausgegeben hat; alle anderen in der Familie benutzen Shampoo von Prell, das wie Zahnpasta in einer Tube verkauft wird und so braun ist wie Seetang. Obwohl Varya nach außen hin verächtlich tut – *sie* würde nie so viel Geld für ein Shampoo ausgeben –, beneidet sie Klara insgeheim, die nach Rosmarin und Orangen duftet und gerade eine Hand hebt, um an die Tür zu klopfen.

»Was machst du da«, flüstert Daniel. »Wer weiß, wer da wohnt!«

»Ja?«

Die Stimme, die hinter der Tür ertönt, ist tief und mürbisch.

»Wir wollen zu der Frau«, ruft Klara.

Stille. Varya hält den Atem an. In der Tür befindet sich ein Spion, kleiner als der Radiergummi an einem Bleistift. Hinter der Tür räuspert sich jemand.

»Einer nach dem anderen«, sagt die Stimme.

Varya und Daniel tauschen einen Blick. Sie sind nicht darauf vorbereitet, sich zu trennen. Doch ehe sie dazu kommen zu verhandeln, wird ein Riegel zurückgeschoben, und Klara – was denkt sie sich dabei? – geht durch die Tür.

Niemand weiß genau, wie lange Klara schon da drinnen ist. Varya kommt es vor wie Stunden. Sie sitzt an die Wand gelehnt, die Knie an die Brust gezogen. Sie denkt an Märchen, an Hexen, die Kinder stehlen und aufessen. Panik breitet sich in ihrem Magen aus wie die Äste eines Baums, die immer weiter wachsen. Dann endlich geht die Tür auf.

Varya springt auf, doch Daniel ist schneller. Sie hört Musik – eine Mariachi-Kapelle? – und das Klappern eines Topfs, der auf den Gasherd gestellt wird.

Bevor Daniel die Wohnung betritt, dreht er sich zu Varya und Simon um. »Macht euch keine Sorgen«, sagt er. Aber sie tun es trotzdem.

»Wo ist Klara?«, fragt Simon, nachdem Daniel fort ist. »Warum ist sie nicht rausgekommen?«

»Sie ist noch drinnen«, sagt Varya, obwohl sie sich dasselbe gefragt hat. »Sie sind beide da drinnen. Klara und Daniel. Bestimmt warten die einfach auf uns.«

»Das war eine blöde Idee.« Simons blonde Locken sind ganz feucht vom Schweiß. Weil Varya die Älteste ist und Simon der Kleinste, hat sie das Gefühl, ihn eigentlich bemuttern zu müssen, aber Simon ist ihr ein Rätsel; nur Klara

scheint ihn zu verstehen. Er redet weniger als die anderen. Beim Abendessen sitzt er stirnrunzelnd und mit glasigen Augen am Tisch. Dabei ist er sonst flink wie ein Wiesel. Manchmal, wenn Varya mit ihm zur Synagoge geht, ist sie plötzlich allein. Sie weiß zwar, dass Simon bloß vorausgelaufen ist oder hinterhertrödelt, aber jedes Mal kommt es ihr so vor, als wäre er spurlos verschwunden.

Als die Tür wieder aufgeht, auch diesmal nur einen Spaltbreit, legt sie ihm eine Hand auf die Schulter. »Ist in Ordnung, Simon, geh nur rein. Ich halte solange hier draußen Wache. Okay?«

Weswegen sie Wache hält, weiß sie selbst nicht so genau, der Flur ist genauso leer wie zu Anfang, als sie hergekommen sind. Varya ist schüchtern. Obwohl sie die Älteste ist, lässt sie den anderen immer gern den Vortritt. Aber Simon scheinen ihre Worte beruhigt zu haben. Er schiebt sich eine Locke aus dem Auge und geht hinein.

Als Varya allein ist, verschlimmert sich ihre Panik. Sie fühlt sich von ihren Geschwistern abgeschnitten, als stünde sie an der Küste und schaute zu, wie ihre Schiffe davonfahren. Sie hätte sie nicht mit hierhernehmen sollen. Als die Tür erneut aufgeht, steht ihr der Schweiß in dicken Perlen auf der Oberlippe, und ihr Rockbund ist klatschnass. Aber es ist zu spät, um zu gehen, und die anderen warten. Varya drückt die Tür auf.

Und dann steht sie in einer winzigen Wohnung, die so vollgestopft ist, dass sie zunächst niemanden in dem Durcheinander sehen kann. Bücher türmen sich auf dem

Boden wie Modelle von Wolkenkratzern. Auf den Küchenregalen sind keine Lebensmittel, sondern bündelweise Zeitungen, und auf der Anrichte stapeln sich haltbare Nahrungsmittel wie Kracker, Haferflocken, Dosensuppen und jede Menge bunte Schachteln mit Teebeuteln. Auf einem Tisch liegen Spielkarten, astrologische Tabellen und Kalender – einer auf Chinesisch, einer mit römischen Zahlen – und ein Mondphasenkalender. An einer Wand hängt ein vergilbtes I-Ging-Poster mit den gleichen Hexagrammen, die auch in Klaras *Buch der Wahrsagung* abgebildet sind. Sie sieht eine mit Sand gefüllte Vase, Gongs und Kupferschalen, einen Lorbeerkranz, einen Haufen zweigähnlicher Holzstäbchen, in die horizontale Linien geritzt sind, eine Schale voll Steine, von denen einige an eine lange Schnur geknotet sind.

Nur eine Nische neben der Tür ist freigeräumt. Dort stehen ein Klapptisch und zwei Klappstühle, daneben ein kleinerer Tisch mit roten Stoffrosen und einer aufgeschlagenen Bibel. Rechts und links der Bibel sind zwei Gips-elfanten sowie eine Gebetskerze, ein hölzernes Kreuz und drei weitere kleine Figuren angeordnet. Bei den Figuren handelt es sich um einen Buddha, eine Jungfrau Maria und den Kopf der Nofretete, was Varya daran erkennt, dass auf dem winzigen Sockel ein handgeschriebenes Schildchen klebt, auf dem steht NOFRETETE.

Varya hat plötzlich ein schlechtes Gewissen. In der Sonntagsschule hat Rabbi Chaim wider den Götzendienst gewettert und aus dem Traktat *Avoda Sara* vorgelesen. Ihre Eltern wären entsetzt, wenn sie wüssten, dass sie hier ist. Aber hat Gott die Wahrsagerin nicht genauso geschaffen

wie Varyas Eltern? In der Synagoge versucht Varya zu beten, doch Gott antwortet ihr nie. Die *rishika* wird wenigstens mit ihr sprechen.

Die Frau steht an der Spüle und füllt ein zierliches metallenes Teeei vorsichtig mit Teeblättern. Sie trägt ein weites Baumwollkleid, lederne Sandalen und ein marineblaues Kopftuch. Ihr langes braunes Haar hat sie zu zwei dünnen Zöpfen geflochten. Obwohl sie sehr beleibt ist, sind ihre Bewegungen geschmeidig und gezielt.

»Wo sind meine Geschwister?« Varyas Stimme klingt rau, und sie schämt sich dafür, dass man ihr ihre Verzweiflung anhört.

Die Jalousien sind heruntergelassen. Die Frau nimmt eine Henkeltasse vom oberen Regalbrett und hängt das Teeei hinein.

»Ich möchte wissen«, sagt Varya etwas lauter, »wo meine Geschwister sind.«

Ein Wasserkessel pfeift auf dem Herd. Die Frau schaltet das Gas ab und hält den Wasserkessel über die Tasse. Wasser schießt in einem dicken, klaren Strahl heraus, und ein Geruch wie von frisch gemähtem Gras breitet sich aus.

»Draußen«, sagt sie.

»Nein, sind sie nicht. Ich hab im Flur gewartet, und sie sind nicht rausgekommen.«

Die Frau macht einen Schritt auf Varya zu. Ihre Wangen sind teigig, und sie hat eine Knollennase. Sie hat die Lippen geschürzt. Ihre Haut ist goldbraun wie die von Ruby Singh.

»Wenn du mir nicht vertraust, kann ich nichts machen«, sagt sie. »Zieh die Schuhe aus. Dann kannst du dich setzen.«

Gehorsam streift Varya ihre ledernen Halbschuhe ab und stellt sie neben die Tür. Vielleicht hat die Frau recht. Wenn Varya ihr nicht vertraut, war alles umsonst, was sie für dieses Treffen riskiert haben: die Blicke ihres Vaters, der Unmut ihrer Mutter, das ganze gesparte Taschengeld. Sie setzt sich an den Klappstisch. Die Frau stellt die Teetasse vor sie. Varya denkt an Tinkturen und Gifte, an Rip Van Winkle und seinen zwanzigjährigen Schlaf. Dann denkt sie an Ruby. *Sie weiß Sachen, diese rishika*, hat Ruby gesagt. *Dafür können wir ihr gar nicht dankbar genug sein.* Varya hebt die Tasse und trinkt einen Schluck.

Die *rishika* setzt sich auf den Klappstuhl ihr gegenüber. Sie betrachtet Varyas verspannte Schultern, ihre feuchten Hände, ihr Gesicht.

»Dir geht es in letzter Zeit nicht besonders gut, nicht wahr, meine Kleine?«

Varya ist völlig überrascht. Sie muss schlucken. Dann schüttelt sie den Kopf.

»Und du möchtest, dass sich das ändert?«

Varya schweigt, aber ihr Puls rast.

»Du machst dir Sorgen«, sagt die Frau nickend. »Du hast Probleme. Du lächelst nach außen hin, du lachst, aber tief in deinem Herzen bist du nicht glücklich. Du bist allein. Hab ich recht?«

Varyas Lippen zittern, als sie nickt. Ihr Herz ist zum Überlaufen voll.

»Das ist schade«, sagt die Frau. »Daran müssen wir arbeiten.« Sie schnippt mit den Fingern und zeigt auf Varyas linke Hand. »Deine Handfläche.«

Varya rutscht auf die Stuhlkante und streckt ihre Hand

aus. Die Hände der *rishika* sind kühl und flink. Varyas Atem geht flach. Sie kann sich nicht erinnern, wann sie zuletzt einen Fremden berührt hat. Normalerweise trägt sie eine unsichtbare Membran, die sie wie ein Regenmantel vor Fremden schützt. In der Schule sind die Pulte ganz klebrig von den vielen Fingerabdrücken, und auf dem Pausenhof wimmelt es nur so von Vorschülern, und wenn sie nach Hause kommt, wäscht sie sich die Hände, bis sie ganz wund sind.

»Können Sie das wirklich?«, fragt sie. »Können Sie mir sagen, wann ich sterbe?«

Die Willkür des Schicksals macht ihr Angst: Farblose Pillen können das Bewusstsein erweitern oder völlig auf den Kopf stellen. Männer werden nach dem Zufallsprinzip ausgewählt und in die Cam Ranh-Bucht oder ins Dong Ap Bia-Massiv geschickt, wo mitten im Bambusdickicht und zwischen vier Meter hohem Elefantengras tausend Leichen verstreut liegen. Sie hatte einen Klassenkameraden, Eugene Bogopolski, dessen drei Brüder nach Vietnam geschickt wurden, als Varya und Eugene erst neun waren. Alle drei sind wieder heimgekehrt, und die Bogopolskis haben in ihrer Wohnung in der Broome Street eine Party gegeben. Ein Jahr später hat Eugene im Schwimmbad einen Kopfsprung gemacht, ist mit dem Kopf auf dem Boden aufgeschlagen und gestorben. Ihr eigenes Todesdatum wäre eine Sache – vielleicht die wichtigste –, die Varya erfahren möchte.

Die Frau schaut Varya an. Ihre Augen sind glänzende schwarze Murmeln.

»Ich kann dir helfen«, sagt sie.

Sie nimmt Varyas Hand, mustert zuerst die Form der Handfläche, dann die stumpfen, breiten Finger. Sanft biegt sie Varyas Daumen nach hinten; er lässt sich nicht weit biegen. Sie untersucht die Zwischenräume zwischen Ringfinger und kleinem Finger. Sie drückt die Kuppe von Varyas kleinem Finger.

»Wonach schauen Sie?«, fragt Varya.

»Nach deinem Charakter. Schon mal von Heraklit gehört?« Varya schüttelt den Kopf. »Griechischer Philosoph. *Der Charakter des Menschen ist sein Schicksal* – das hat er gesagt. Die beiden sind miteinander verbunden wie Geschwister. Möchtest du die Zukunft wissen?« Sie zeigt mit ihrer freien Hand auf Varya. »Schau in den Spiegel.«

»Und was ist, wenn ich mich ändere?« Es scheint Varya unmöglich, dass ihre Zukunft bereits in ihr ist wie eine Schauspielerin, die jahrzehntelang hinter den Kulissen auf ihren Auftritt wartet.

»Dann wärest du eine Ausnahme. Denn die meisten Menschen ändern sich nicht.«

Die *rishika* dreht Varyas Hand um und legt sie auf den Tisch.

»Einundzwanzigster Januar 2044«, sagt sie so sachlich, als würde sie die Temperatur angeben oder den Gewinner eines Baseballspiels nennen. »Du hast noch viel Zeit.«

Einen Moment lang hüpfte Varyas Herz. 2044 wäre sie achtundachtzig, ein respektables Alter zum Sterben. Dann hält sie inne.

»Woher wissen Sie das?«

»Habe ich nicht gesagt, du sollst mir vertrauen?« Die *rishika* zieht ihre dichten Augenbrauen zusammen. »So,

ich möchte, dass du jetzt nach Hause gehst und über das nachdenkst, was ich gesagt habe. Wenn du das tust, wirst du dich besser fühlen. Aber sprich mit niemandem darüber, abgemacht? Was in deiner Hand geschrieben steht, was ich dir gesagt habe – das bleibt alles unter uns.«

Die Frau schaut Varya in die Augen, und Varya erwidert ihren Blick. Jetzt, wo Varya diejenige ist, die begutachtet, und nicht diejenige, die begutachtet wird, passiert etwas Merkwürdiges. Die Augen der Frau verlieren ihren Glanz, ihre Bewegungen verlieren ihre Geschmeidigkeit. Die Zukunft, die sie Varya vorausgesagt hat, ist allzu gut, und das ist der Beweis für den Betrug der Seherin: Wahrscheinlich sagt sie allen dasselbe. Varya denkt an den Zauberer von Oz. Ebenso wenig wie dieser ist die Frau eine Magierin oder Seherin. Sie ist eine Schwindlerin, eine Trickbetrügerin. Varya steht auf.

»Mein Bruder hat Sie sicherlich schon bezahlt«, sagt sie und zieht ihre Schuhe wieder an.

Die Frau steht ebenfalls auf. Sie geht zu einer Tür, hinter der Varya einen Wandschrank vermutet – an der Klinke hängt ein BH, die Körbchen so groß wie die Netze, mit denen Varya im Sommer Schmetterlinge fängt –, aber nein: Es ist die Tür nach draußen. Die Frau öffnet sie einen Spaltbreit, und Varya sieht einen Streifen rote Backsteinwand, ein Stück Feuerterasse. Als sie die Stimmen ihrer Geschwister von unten hört, weitet sich ihr Herz.

Aber die *rishika* baut sich vor ihr auf wie eine Barriere. Sie kneift Varya in den Arm.

»Alles wird gut für dich, meine Kleine.« Etwas Bedrohliches schwingt in ihren Worten mit, als wäre es wichtig,

dass Varya sie hört, dass Varya daran glaubt. »Alles wird gut.«

Zwischen den Fingern der Frau färbt Varyas Haut sich weiß.

»Lassen Sie mich los«, sagt sie.

Sie wundert sich selbst über die Kühle ihrer Stimme. Im Gesicht der Frau fällt ein Vorhang. Sie lässt Varya los und tritt zur Seite.

Varya läuft die Feuertreppe hinunter, die unter ihren Halbschuhen scheppert. Eine Brise streichelt ihre Arme und zaust die zarten hellbraunen Haare, die neuerdings an ihren Beinen wachsen. Unten angekommen, sieht sie, dass Klara Tränen über die Wangen laufen und ihre Nase rot leuchtet.

»Was ist los?«

Klara fährt herum. »Na, was wohl?«

»Aber du kannst doch nicht im Ernst daran glauben ...« Varya sieht Daniel hilfesuchend an, doch dessen Gesicht ist wie versteinert. »Egal, was sie dir gesagt hat – es hat nichts zu bedeuten. Sie hat es erfunden. Stimmt's, Daniel?«

»Stimmt.« Daniel wendet sich in Richtung Straße. »Gehen wir.«

Klara packt Simon am Arm und zieht ihn auf die Füße. Er hält immer noch den Stoffbeutel umklammert, der so voll ist wie zuvor.

»Du solltest sie doch bezahlen«, sagt Varya.

»Ich hab's vergessen«, sagt Simon.

»Sie hat unser Geld nicht verdient.« Daniel steht auf

dem Gehweg, die Hände in die Hüften gestemmt. »Los, kommt!«

Schweigend machen sie sich auf den Heimweg. Varya hat sich von den anderen noch nie so weit entfernt gefühlt. Beim Abendessen stochert sie in ihrem Fleischeintopf herum, und Simon isst überhaupt nichts.

»Was ist los, mein Kleiner?«, fragt Gertie.

»Hab keinen Hunger.«

»Warum denn nicht?«

Simon zuckt die Achseln. Im Licht der Lampe, die über dem Tisch hängt, wirken seine blonden Locken weiß.

»Iss das Essen, das deine Mutter gekocht hat«, sagt Saul.

Simon schüttelt den Kopf. Setzt sich auf seine Hände.

»Was ist denn nur los?«, fragt Gertie besorgt. »Schmeckt es dir nicht?«

»Lass ihn in Ruhe.« Klara zaust Simons Haare, aber er wendet sich ab und schiebt seinen Stuhl zurück, so dass es laut quietscht.

»Ich hasse euch!«, ruft er und springt auf. »Ich! Hasse! *Euch alle!*«

»Simon«, sagt Saul und steht auf. Er trägt immer noch den Anzug, in dem er zur Arbeit gegangen ist. Sein Haar wird allmählich schütter, und es ist heller als Gerties, ein ungewöhnliches rötliches Blond. »So sprichst du nicht zu deiner Familie.«

Er wirkt hölzern in seiner Rolle. Normalerweise ist Gertie die Zuchtmeisterin. Jetzt sitzt sie nur mit offenem Mund da.

»Aber es stimmt«, sagt Simon. Sein Gesicht drückt Verblüffung aus.

TEIL EINS

Du würdest tanzen, Kleiner.

1978–1982

Simon

Als Saul stirbt, sitzt Simon im Physikunterricht und zeichnet konzentrische Kreise, die die Ringe einer Elektronenhülle darstellen sollen, aber für Simon überhaupt keinen Sinn ergeben. Er ist nie ein guter Schüler gewesen, dafür ist er viel zu verträumt, von seiner Legasthenie ganz zu schweigen, und wozu eine Elektronenhülle gut sein soll – die Umlaufbahn der Elektronen um den Atomkern –, ist ihm schleierhaft. In diesem Augenblick verkrampft sich sein Vater auf dem Rückweg von der Mittagspause auf dem Fußgängerüberweg in der Broome Street. Ein Taxi hupt und hält an. Saul sinkt auf die Knie. Sein Herz wird nicht mehr mit Blut versorgt. Sein Tod ergibt für Simon ebenso wenig Sinn wie die Bewegung der Elektronen in der Elektronenhülle eines Atoms: Beides passiert und ist im nächsten Moment vorbei.

Varya studiert am Vassar College, Daniel an der University of New York. Beide fahren sofort nach Hause. Keiner versteht es. Gut, Saul stand unter Stress, aber die schlimmsten Zeiten, die New York durchgemacht hat – die Finanzkrise, die Plünderungen während des großen Stromausfalls –, sind längst vorbei. Die Gewerkschaften haben die Stadt vor dem Bankrott bewahrt, und New York schaut

wieder nach vorn. Im Krankenhaus erkundigt sich Varya nach den letzten Minuten im Leben ihres Vaters. Hatte er Schmerzen? Nur kurz, sagt die Schwester. Hat er noch etwas gesagt? Niemand kann sich erinnern, dass er das getan hätte. Was seine Frau und seine Kinder nicht überraschen dürfte, denn die sind es gewohnt, dass er oft und lange geschwiegen hat – und doch fühlt Simon sich um eine letzte Erinnerung an seinen Vater betrogen, der im Tod ebenso schweigsam ist, wie er es im Leben war.

Da der nächste Tag Sabbat ist, findet die Beerdigung am Sonntag statt. Sie versammeln sich in der Congregation Tifereth Israel, der konservativen Synagoge, in der Saul Mitglied war. Im Eingangsbereich gibt Rabbi Chaim jedem Familienmitglied eine Schere für die Kria.

»Nein, das mach ich nicht«, sagt Gertie, die man durch jeden Schritt des Beerdigungsrituals führen muss, so als handelte es sich um Bräuche eines Landes, das sie nie hatte besuchen wollen. Sie trägt ein Etuikleid, das Saul 1962 für sie genäht hat: robuste Baumwolle mit Abnähern in der Taille, vorne geknöpft und mit Gürtel. »Sie können mich nicht dazu zwingen«, fügt sie hinzu, während ihr Blick nervös zwischen dem Rabbi und ihren Kindern hin und her wandert, die sich alle gehorsam die Kleider über dem Herzen aufgeschnitten haben. Rabbi Chaim erklärt ihr, dass nicht *er* sie zwingen kann, sondern Gott, aber es stellt sich heraus, dass Gott es auch nicht kann. Am Ende gibt der Rabbi Gertie ein schwarzes Band zum Durchschneiden, dann nimmt sie ihren Platz ein, siegreich, wenn auch gekränkt.

Simon ist noch nie gern in die Synagoge gegangen. Als Kind glaubte er, dass es in diesem alten, dunklen Gemäuer

spukte. Am schlimmsten waren die Gottesdienste: die endlosen stillen Gebete, die inbrünstigen Bitten um den Neuaufbau von Zion. Jetzt steht Simon vor dem geschlossenen Sarg, spürt die Luft, die in sein aufgeschlitztes Hemd dringt, und begreift, dass er das Gesicht seines Vaters nie wieder sehen wird. Er stellt sich Sauls abwesenden Blick und sein züchtiges, beinahe feminines Lächeln vor. Rabbi Chaim nennt Saul edelmütig, bezeichnet ihn als einen Mann von Charakter und Stärke, aber für Simon war er ein höflicher, schüchterner Mann, der allen Konflikten aus dem Weg ging – ein Mann, der so leidenschaftslos war, dass es an ein Wunder grenzt, dass er Gertie geheiratet hat, eine ehrgeizige, launenhafte Frau, die so gar nicht zu ihm zu passen schien.

Nach dem Gottesdienst folgen sie den Sargträgern zum Mount Hebron-Friedhof, wo Sauls Eltern begraben liegen. Beide Mädchen weinen – Varya still, Klara so laut wie ihre Mutter –, und Daniel scheint sich gerade so mit einer Mischung aus Pflichtgefühl und Benommenheit aufrecht zu halten. Aber Simon kann nicht weinen, nicht einmal, als der Sarg in die Grube hinuntergelassen wird. Er empfindet nur einen großen Verlust, nicht den Verlust des Vaters, den er gekannt hat, sondern des Mannes, der Saul gewesen sein könnte. Beim Abendessen haben sie immer an den gegenüberliegenden Enden des Tisches gesessen, beide tief in Gedanken versunken. Es war jedes Mal ein Schock, wenn einer von ihnen den Kopf hob und ihre Blicke sich begegneten – ein Versehen, aber eines, das ihre getrennten Welten miteinander verband wie ein Scharnier, bis einer von ihnen sich wieder abwandte.

Jetzt gibt es kein Scharnier mehr. So distanziert er auch gewesen sein mag, hat Saul Gold doch allen Familienmitgliedern ihre eigene Rolle zugestanden: Gertie war der General, Varya die gehorsame Älteste, Simon der unbeschwerte Jüngste. Wenn ihr Vater – ein sanfter, anscheinend kerngesunder Mann, dessen Cholesterinwerte niedriger waren als die ihrer Mutter, dessen Herz regelmäßig schlug – einfach tot umfallen konnte, was konnte dann noch alles schiefgehen? Welche anderen Naturgesetze konnten noch auf den Kopf gestellt werden? Varya verkriecht sich in ihrem Stockbett. Daniel ist zwanzig, kaum ein Mann, und doch begrüßt er die Gäste, bietet ihnen zu essen an, betet auf Hebräisch vor. Klara, in deren Teil des Kinderzimmers das größte Durcheinander herrscht, schrubbt die Küche, bis ihr die Arme schmerzen. Und Simon kümmert sich um Gertie.

Normalerweise ist es umgekehrt, normalerweise verwöhnt Gertie Simon mehr als die anderen. Sie wollte einmal eine Intellektuelle werden. Sie lag im Washington Square Park neben dem Brunnen und las Kafka und Nietzsche und Proust. Aber mit neunzehn hat sie Saul kennengelernt, der nach der Highschool in die Firma seines Vaters eingestiegen war, und mit zwanzig war sie schwanger. Gertie brach das Studium an der New York University ab, für das sie ein Stipendium hatte, und zog in eine Wohnung ganz in der Nähe der Firma Gold's Tailor & Dressmaking, die Saul erben würde, wenn seine Eltern sich in Kew Garden Hills zur Ruhe setzten.

Kurz nach Varyas Geburt – in Sauls Augen, dem das peinlich war, viel zu früh – nahm sie eine Stelle als Sekre-

tärin in einer Anwaltskanzlei an. Abends war sie nach wie vor die respekteinflößende Chefin der Familie, aber morgens zog sie sich ein Kleid an, legte aus einem winzigen Tiegel etwas Rouge auf, brachte die Kinder zu Mrs Almen- dinger und machte sich leichten Herzens auf den Weg zur Arbeit. Nach Simons Geburt jedoch beschloss Gertie, nicht fünf, sondern neun Monate zu Hause zu bleiben, aus denen schließlich anderthalb Jahre wurden. Sie trug ihn ständig auf dem Arm. Wenn er weinte, reagierte sie nicht ungehalten, sondern liebte ihn und sang für ihn, als sehnte sie sich nach einer Erfahrung, die sie immer abgelehnt hatte, weil sie wusste, dass sie sie nie wieder erleben würde. Kurz nach Simons Geburt suchte sie, während Saul bei der Arbeit war, ihren Arzt auf und kam zurück mit einer Packung Verhütungspillen, die sie in der hintersten Ecke ihrer Schublade mit der Unterwäsche versteckte.

»Si-mon!«, ruft sie jetzt, laut und lang gezogen wie ein Nebelhorn. »Gib mir das«, sagt sie dann zum Beispiel und zeigt auf ein Kissen, das neben ihren Füßen liegt. Oder sie sagt in einem tiefen, geheimnisvollen Ton: »Ich habe eine wunde Stelle. Ich liege schon zu lange im Bett«, und obwohl Simon insgeheim davor zurückschreckt, untersucht er die Schwellung an ihrer Ferse. »Das ist keine wunde Stelle, Ma«, sagt er. »Das ist eine Blase.« Aber sie ist schon ganz woanders mit den Gedanken und bittet ihn, ihr das Kaddisch zu bringen oder etwas Fisch und Schokolade von der Essensplatte, die Rabbi Chaim für die Schiwa mitge- bracht hat.

Simon könnte meinen, dass Gertie es genießt, ihn he- rumzukommandieren, wenn er nicht wüsste, wie sie nachts

weint – so leise, dass nur er es hört –, wenn er nicht sähe, wie sie, zusammengerollt wie ein Fötus, auf dem Bett liegt, das sie zwanzig Jahre lang mit Saul geteilt hat, und aussieht wie das junge Mädchen, das sie war, als sie ihn kennenlernte. Sie sitzt die Schiwa mit einer religiösen Hingabe, die Simon ihr niemals zugetraut hätte, denn Gertie ist immer eher abergläubisch als gläubig gewesen. Sie spuckt dreimal aus, wenn ein Trauerzug vorbeizieht, wirft Salz in die Luft, wenn ein Streuer umfällt, und weigerte sich, wenn sie schwanger war, an einem Friedhof vorbeizugehen, was die Familie zwischen 1956 und 1962 ständig zu allen möglichen Umwegen zwang. Jeden Freitagabend begeht sie den Sabbat mit verbissener Ausdauer, als wäre er ein Gast, den sie nicht loswerden kann. Aber in dieser Woche schminkt sie sich nicht. Sie trägt weder Schmuck noch Lederschuhe. Und als wollte sie Buße tun, weil sie sich geweigert hat, den Kria-Schnitt zu machen, trägt sie das schwarze Etuikleid Tag und Nacht, ohne sich um den eingetrockneten Klecks Bratensoße zu scheren. Da die Golds keine hölzernen Schemel besitzen, setzt sie sich auf den Boden, um das Kaddisch zu beten, und versucht sogar, im Buch Hiob zu lesen, wofür sie sich den Tanach vor die zusammengekniffenen Augen hält. Wenn sie die Bibel weglegt, sieht sie sich mit wirrem Blick um wie ein Kind, das seine Eltern verloren hat, und dann kommt der Ruf – »Si-mon!« – nach etwas Greifbarem, dann verlangt sie nach frischem Obst oder einem Stück Kuchen oder einer Decke, einem Waschlappen, einer Kerze, oder dass er ein Fenster öffnet, weil ihr zu warm ist, oder dass er eins schließt, weil es zieht.

Als genug Gäste für ein Minjan da sind, hilft Simon

ihr, ein Hauskleid überzuziehen und in ihre Pantoffeln zu schlüpfen, und sie kommt aus ihrem Zimmer, um zu beten. Heute sind Sauls langjährige Angestellte gekommen: die Buchhalter, die Näherinnen, die Zuschneider, die Verkäufer und Sauls junger Geschäftspartner Arthur Milavetz, ein sehniger, hakennasiger Mann von zweiunddreißig Jahren.

Als kleiner Junge hat Simon seinen Vater immer gern in der Firma besucht. Die Buchhalter gaben ihm buntes Papier oder Stoffreste zum Spielen, und Simon war ganz stolz, Sauls Sohn zu sein – an der Ehrfurcht, mit der ihn die Angestellten behandelten, und an dem großen Fenster in seinem Büro war deutlich abzulesen, dass sein Vater eine wichtige Person war. Er nahm Simon auf den Schoß und zeigte ihm, wie man den Stoff zuschnitt und wie man Muster nähte. Später begleitete Simon ihn in Stofffabriken, wo Saul Seide und Tweed für die nächste Saison auswählte, und zu Saks in der Fifth Avenue, wo Saul die neuesten Modelle kaufte, um sie in seiner Werkstatt kopieren zu lassen. Manchmal durfte Simon bis nach Feierabend bleiben, wenn die Männer Hearts spielten oder in Sauls Büro Zigarren rauchten und über den Lehrerstreik oder den Müllkutscherstreik oder den Suezkanal oder den Jom-Kippur-Krieg debattierten.

Und währenddessen türmte sich etwas immer höher auf und rückte immer näher, bis Simon gezwungen war, es in seiner ganzen majestätischen Größe wahrzunehmen: seine Zukunft. Daniel hatte immer schon vorgehabt, Arzt zu werden, so dass nur noch ein Sohn übrig blieb: Simon, ein unausgeglicherer Junge, der sich nicht wohlfühlte in